

JÜRGEN R. NITSCH

Die Entwicklung der Sportwissenschaft in sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Perspektive

Eine Möglichkeit, Wissenschaftsentwicklungen zu verdeutlichen, liegt darin, sie als „Faktengeschichte“ zu resümieren, indem Ausgliederungen von Forschungsschwerpunkten, thematische, theoretische und methodologische Gewichtsverlagerungen, Forschungserträge sowie die Institutionalisierung von Wissenschaftsbereichen dokumentarisch nachgezeichnet und verbliebene Lücken und Mängel hervorgehoben werden. Dies ist für eine Bestandsaufnahme zweifellos wichtig, allerdings für die Sportwissenschaft bereits vielfach geschehen (vgl. u.a. ALFERMANN 1996; BUNDESINSTITUT FÜR SPORTWISSENSCHAFT 1986; DEUTSCHER SPORTBUND 1986, 1988; GEBAUER 1993; GISELER/GRUPE/HEINEMANN 1988; GRUPE 1987; HEINEMANN 1987; HUMMEL 1996; NITSCH 1989; vgl. hierzu auch die Berichte des Bundesinstituts für Sportwissenschaft). Prospektiv aufschlußreicher erscheint es, Problemlagen auf die dahinterstehende *Entwicklungsdynamik* zu beziehen. Hierauf liegt der Schwerpunkt dieses Beitrages.

Es wird dabei in doppeltem Sinne eine sozial- und verhaltenswissenschaftliche Perspektive eingenommen: Die Entwicklung der Sportwissenschaft wird (a) *vom Standpunkt* und (b) *im Hinblick* auf sozial- und verhaltenswissenschaftliche Disziplinen betrachtet. Dies kann allerdings nur recht cursorisch geschehen und wird für den Geschmack einzelner vielleicht auch zu allgemein gehalten bleiben; gelegentlich mag es jedoch hilfreich sein, sich von konkreten Problemen zu lösen, um gerade dadurch Ansatzpunkte für ihre Lösung zu gewinnen.

Um dabei nicht ganz Anschaulichkeit und Prägnanz zu verlieren, werde ich von vier Szenarien ausgehen:

- Szenario 1: „Big Bang“ – Auflösung als Neubeginn;
- Szenario 2: „Der Storch im Salat“ – Zur Problemlage sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Forschung;
- Szenario 3: „Doppelbindungen“ – Lösungen, die sich selbst verbieten;
- Szenario 4: „Der Stoff, aus dem die Träume sind“ – Konkrete Utopien.

Szenario 1: „Big Bang“ – Auflösung als Neubeginn

Entwicklung und Lage der Sportwissenschaft sind maßgeblich abhängig von Struktur und Wandel ihrer Eckpfeiler, nämlich *Gesellschaft*, *Sport* und

Wissenschaft. Diese Eckpfeiler sind, wie dies aus unterschiedlichen Blickwinkeln bereits mehrfach beschrieben wurde (vgl. u.a. GISELER/GRUPE/HEINEMANN 1988; GRUPE 1987; HEINEMANN 1987 und NITSCH 1989, sowie SCHULZE 1993; TOFFLER 1971), höchst instabil geworden, d.h., sie sind einem umfassenden und rapiden Wandel unterworfen. Dieser Wandel läßt sich durch folgenden Tendenzen kennzeichnen:

- quantitativ als *Expansion*,
- qualitativ als *Diversifikation*,
- strukturell als *Desintegration*,
- funktional als *Technisierung*.

Es wäre höchst lohnenswert, diese Tendenzen, ihre Auswirkungen und insbesondere die durch sie ausgelösten Gegenreaktionen im Detail zu beleuchten; ich muß mich auf wenige Anmerkungen beschränken. Der Akzent liegt dabei auf den für die Wissenschaft bedeutsamen Veränderungen, wobei die Technisierung hier ganz ausgespart bleibt.

Gesellschaftliche, sportliche und wissenschaftliche *Expansion* werfen insbesondere zwei Probleme auf: (1) die Bewältigung von Massenphänomenen und (2) den Umgang mit Unbeständigkeit und Vergänglichkeit. Dies sei für die Wissenschaft kurz illustriert:

Die wissenschaftliche und technologische Literatur nimmt, Alvin TOFFLER (1971, 133) zufolge, jedes Jahr um weit mehr als 60 Mill. Druckseiten zu. Selbst in Spezialgebieten entsteht weltweit mehr Literatur, als wir zu lesen imstande sind. Auch in der Sportwissenschaft sind wir inzwischen nicht mehr in der Lage, das Veröffentlichte umfassend und kritisch zu sichten und zu ordnen. Kurz: Wir ertrinken in einer Flut von Publikationen.

Viele wissenschaftliche Ergebnisse sind bereits zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung veraltet. Unter dem Motto „Nur das Neue zählt“ neigen wir dazu, Früheres zu ignorieren und Bisheriges vorschnell aufzugeben, um wenigstens etwas von der frischen Reputation wissenschaftlicher Moden für uns abzuschöpfen. Wir sind auch wissenschaftlich zu einer „Wegwerf-Gesellschaft“ geworden.

Um mit dem Fortschritt Schritt zu halten, müssen wir ständig unsere Wissensbestände revidieren. Wir verbringen dann oft mehr Zeit damit, uns mit neuen Konzepten, Methoden und Technologien vertraut zu machen, als damit, substantielle

Ergebnisse zu produzieren. Schon vor Jahren hat der Wissenschaftsrat die Folgen mit der Frage auf den Punkt gebracht, „ob nicht zu viele deutschsprachige Forscher zu Buchhaltern des internationalen Forschungsstands werden, statt selbst zu forschen“ (zit. n. ECKEL 1994, 31).

Der Zeitpunkt, zu dem wir Forschungsergebnisse präsentieren, richtet sich immer weniger nach dem inhaltlichen Abschluß der Forschungsarbeit, sondern wird vorrangig durch externe Fristen – z.B. Kongreßtermine, Jubiläen oder Projektlaufzeiten – getaktet. Die Konsequenz ist, daß uns hinlänglich Bekanntes wiederholt oder aber nur Unausgegorenes vorgestellt wird, und auf diese Weise zwar zur Publikationsflut, nicht aber zum wissenschaftlichen Fortschritt beigetragen wird. Nicht zuletzt begünstigen die raum-zeitlichen Beschränkungen unserer Veröffentlichungspraxis in höchst bedenklicher Weise leicht erfaßbare und darstellbare, d.h. einfach-strukturierte Konzepte.

Was wir in dieser Situation dringend benötigen, sind grundlegend neue Kondensationsstrategien in der Wissensaufbereitung und -vermittlung.

Gewissermaßen die qualitative Seite der Expansion ist die *Diversifikation*. Hiermit ist die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher, sportlicher und wissenschaftlicher Systeme sowie die zunehmende Verselbständigung der ausdifferenzierten Teilsysteme gemeint. In diesem Sinne haben wir es nicht nur mit einer „pluralistischen“ Gesellschaft oder dem Prozeß der „inneren Differenzierung“ des Sports (vgl. u.a. HEINEMANN 1987) zu tun, sondern mit der Entwicklung neuer und z.T. konkurrierender gesellschaftlicher, sportlicher und wissenschaftlicher „Subkulturen“.

Ein hiermit verbundenes allgemeines Problem liegt darin, weitgehend konstant gebliebene, begrenzte Ressourcen angemessen auf immer mehr und vor allem qualitativ unterschiedliche und somit nicht unmittelbar vergleichbare Bereiche zu verteilen. Soll man beispielsweise den Leistungssport oder den Schulsport, den Gesundheitssport oder den erlebnisorientierten Sport und die darauf jeweils bezogene Forschung stärker fördern, sozialwissenschaftliche Forschungsvorhaben stärker als naturwissenschaftliche unterstützen, mehr in die Aufarbeitung der jüngsten deutschen Sportgeschichte oder in die Entwicklung neuer psychosozialer Trainingskonzepte investieren? Traditionelle Beurteilungsmaßstäbe versagen hier, neue haben sich noch nicht etabliert.

In der Forschung hat die zunehmende Diversifikation und Spezialisierung zu mehr oder weniger beziehungslosen Konzepten, Terminologien, Methoden, und Befunden geführt. Wir sind zu Experten geworden, die sich in den Details perfekt auskennen, aber das Ganze aus den Augen verloren ha-

ben und sich auch nicht dafür verantwortlich fühlen. Die Vertreter/innen der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen verhalten sich wie die Goldgräber, die sorgfältig ihren „Claim“ verteidigen und ihn im Hinblick auf erhoffte Mittelzuwendungen als den weithin ertragreichsten darzustellen versuchen. Dies gilt in analoger Weise für so manche theoretische und methodologische Konzeptionen, die trotz ihrer Schmalbrüstigkeit mit unbekümmertem Totalitätsanspruch vertreten werden.

Mit der Diversifikation ist ein dritter Trend, die *Desintegration*, eng verbunden. Traditionelle Strukturen und Grenzen innerhalb und zwischen Gesellschaft, Sport und Wissenschaft beginnen sich aufzulösen, zumindest wird ihre Angemessenheit zunehmend fraglich.

Man muß nicht nur erkennen, sondern auch anerkennen, daß z.B. das traditionelle Sonnensystem des organisierten Sports weder das einzige, noch das einzig belebte ist, und die klassische Einteilung der Wissenschaftsdisziplinen nicht auf einem Naturgesetz beruht (vgl. auch MITTELSTRAß 1993, 36).

Diese Entwicklung beinhaltet schließlich auch, daß die Sportwissenschaft im sportbezogenen Handeln zwar nominell einen bestimmten Gegenstand besitzt, faktisch sich jedoch dieser Gegenstand ständig wandelt. Damit verliert auch sportwissenschaftliche Forschung die Konstanz ihres Gegenstandsbezugs. Dies betrifft in besonderer Weise die Sozial- und Verhaltenswissenschaften.

In dieser instabilen Situation kann man nun entweder Trost und Halt bei den Mutterwissenschaften suchen und sich mehr oder weniger auf sie zurückziehen (vgl. hierzu GEBAUER 1993, 39; GRUPE 1987, 47). Oder man konzentriert sich – was die Sozial- und Verhaltenswissenschaften weder können noch wollen –, auf das, was in diesem Wandel relativ konstant bleibt, nämlich den Menschen als physikalisches und biologisches System (und offenbar kann mit dieser reduzierten Sichtweise ganz gut leben).

Diese anarchisch anmutende Gesamtsituation kann man nun als Ausdruck einer geradezu kosmischen Katastrophe beklagen und versuchen, ihren Auswirkungen nach dem Motto „Retten, was zu retten ist“ entgegenzusteuern. Man könnte sie aber auch als „big bang“, als „Urknall“ und somit als Geburtsstunde neuer Welten verstehen, gewissermaßen als „kreatives Chaos“, das die Chance und Aufforderung zur grundsätzlichen Neustrukturierung beinhaltet (siehe hierzu auch den Entwurf der Sportwissenschaft als „offene Disziplin“ bei HEINEMANN 1987, 55). Ich glaube, wir sind gut beraten, uns sehr radikal auf diese zweite Perspektive einzulassen.

Szenario 2: „Der Storch im Salat“ – Zur Problemlage sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Forschung

Versucht man es auf eine Kurzformel zu bringen, so befaßt sich die sozial- und verhaltenswissenschaftliche Forschung im Sport mit den psychischen und sozialen Bedingungen, Vollzugsformen und Effekten sportbezogenen Handelns. Wieweit ist es uns nun gelungen, diesen komplexen Gegenstand zu erschließen, in dem wir gültige Beschreibungen, Erklärungen und Vorhersagen sowie einen fundierten Bestand an technologischem Wissen für die Intervention in unterschiedlichen Feldern des Sports bereitgestellt haben?

Einerseits kann eine beeindruckende Expansion festgestellt werden bezogen auf die involvierten Personen und Institute, die nationalen und internationalen Kongresse sowie die Anzahl der Zeitschriften und Veröffentlichungen.

Andererseits stellt sich jedoch die Frage, ob die quantitative Expansion wissenschaftlicher Aktivität mit einem vergleichbaren qualitativen Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis einhergeht. Ich glaube, es besteht kein Grund, diese Frage allzu euphorisch zu beantworten. Die sozial- und verhaltenswissenschaftliche Forschung hat weder das erbracht, was von ihr erwartet wurde, noch das, was sie eigentlich zu leisten imstande wäre (vgl. u.a. DIGEL 1993; ECKEL 1994; GEBAUER 1993; GRUPE 1987).

Ein Hintergrund hierfür liegt ohne Zweifel in der völlig unzureichenden, der Bedeutung sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Aspekte des Sports nicht einmal näherungsweise gerecht werdenden *Forschungsförderung*. Die Sozial- und Verhaltenswissenschaften werden wie Straßenmusikanten der Sportwissenschaft behandelt und dann mit dem Vorwurf bedacht, daß das, was sie produzieren, nicht wie ein Sinfonieorchester klingt.

Ich will dies an einem Beispiel verdeutlichen: Die Mittel, die das Bundesinstitut für Sportwissenschaft 1996 für Antragsforschung im Gesamtbereich der „Sozial- und Verhaltenswissenschaft“ bereitstellen konnte, liegen noch unter dem, was das Psychologische Institut der Sporthochschule, also ein einziges fachspezifisches Institut, im Jahresdurchschnitt an Drittmitteln einwirbt.

Unzureichende Forschungsmittel, der Wegfall von für die kompetente Behandlung von Forschungsvorhaben wichtigen Referentenstellen (so jüngst für die Psychologie sowohl beim IAT als auch beim BISp geschehen) und die Ausweitung der Auftrags- zulasten der Antragsforschung unter Umgehung fachwissenschaftlicher Planungs- und Gutachtergremien drohen insbesondere zu einer

verhängnisvollen Erosion anspruchsvoller leistungssportbezogener Forschung zu führen.

Es wäre allerdings zu einseitig, wie ECKEL (1994) in seiner Dokumentation der Stagnation der Sozialwissenschaften nachdrücklich vor Augen führt, die Problemlage nur mit finanziellen Defiziten und forschungsorganisatorischen Unzulänglichkeiten zu begründen. Von noch grundsätzlicherer Bedeutung ist die Art und Weise, in der empirische Forschung in den Sozial- und Verhaltenswissenschaften weithin konzipiert wird.

Nach dem bekannten Slogan „Nur wer wissenschaftlich zählt, zählt etwas in der Wissenschaft“ zeigt sich eine verhängnisvolle Tendenz zur *Überbetonung von Methoden*: Der Akzent wird von der Lösung relevanter Probleme auf die oft unkritische Anwendung experimenteller und statistischer Routineverfahren verschoben (ECKEL 1994; HERZOG 1989). Nicht die vorgelegten Befunde, sondern die angewendeten Methoden (vgl. auch BUNGARD 1986, 17) scheinen den „scientific appeal“ und die Akzeptanz der „scientific community“ zu sichern (vgl. HERZOG 1989, 154); dies gilt in besonderer Weise für das „Ritual der Signifikanzprüfung“ (ECKEL 1994, 115). „Wissenschaftlichkeit“ scheint sich in der Produktion möglichst vieler Signifikanzsternenchen zu erschöpfen.

Dieser Trend wird noch durch die Auffassung verstärkt, daß sich aus der Fülle der Daten gewissermaßen von selbst ein geschlossenes Bild ergibt. Die Folge dieses Sammlertums ist ein ständig wachsender Berg statistisch signifikanter Ergebnisse ohne einen entsprechenden Zuwachs an substantieller Einsicht. Was wir erfahren, ist zwar nicht unbedingt falsch, jedoch vielfach überflüssig (vgl. ECKEL 1994, 12).

Wie die Flut der unter dem Motto „publish or perish“ produzierten Publikationen zeigt, scheint vieles von dem, was wir produzieren, zwar gut für uns und unsere berufliche Karriere zu sein, jedoch weniger bedeutsam für den Fortschritt unserer Wissenschaft (vgl. auch ECKEL 1994). Wir sind geschäftige Wissenschaftler, die viel zum Betrieb, aber wenig zum Geschäft unserer Wissenschaft beitragen.

Die einseitige Methodenorientierung wird nicht zuletzt auch bei den Interventionsverfahren deutlich: Wir haben eine hübsche Blümchenwiese von Interventionstechniken für den praktischen Umgang mit Problemen im Sport und die Nutzung von Bewegung und Sport für präventive, therapeutische und rehabilitative Zwecke geschaffen. Die meisten der Verfahren haben jedoch nicht den „kultivierender“ Prozeß gründlicher wissenschaftlicher Evaluation durchlaufen (vgl. hierzu auch GABLER/JANSSEN/NITSCH 1990, 19).

Der wichtigste Grund für die Stagnation der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Forschung liegt jedoch in ihrer *unzulänglichen theoretischen Fundierung* (vgl. hierzu u.a. auch ECKEL 1994; GEBAUER 1993).

Wir versuchen, ein Puzzle mit Tausenden von Teilen zu lösen, ohne dabei sicher zu sein, ob die Einzelteile überhaupt zu dem gleichen Puzzle gehören, und ohne Vorstellung vom ganzen Bild. Eklektizismus ist die eine Folge; bestenfalls gibt es dabei noch sehr lockere und grobe Bezüge zu so etwas wie einer „kognitiven“, „handlungstheoretischen“ oder „systemtheoretischen Perspektive“.

Die zweite Folge ist jedoch noch bedenklicher: „Trendbewußt“ werden die theoretischen Orientierungen wie die Hemden gewechselt. Weil sich zudem komplexe Theorien traditionellen Methoden der Hypothesenprüfung doch etwas widersetzen, sind viele der theoretischen Konzepte nichts als einfache Widerspiegelungen varianzanalytischer Versuchspläne (vgl. hierzu auch HOLZKAMP 1972, 12) und dementsprechend auf sehr wenige Variablen oder Faktoren beschränkt.

Damit wird keineswegs gegen empirische Forschung argumentiert, entschieden jedoch gegen eine allzu sorglose, unreflektierte, „empirizistische“ Forschungspraxis: Statt Schritt für Schritt einen systematischen und kontinuierlichen Prozeß auf der Grundlage eines integrativen theoretischen Konzepts zu durchlaufen, scheint die sozial- und verhaltenswissenschaftliche Forschung wie ein Storch im Salat herumzustochern.

Szenario 3: „Doppelbindungen“ – Lösungen, die sich selbst verbieten

Das der klinischen Psychologie entstammende Konzept der Doppelbindung (BATESON et al. 1956) auf die Problembeschreibung der Sportwissenschaft zu übertragen, mag vielleicht manchem als sehr gewagt erscheinen. Ich glaube jedoch, daß man damit bestimmte Problemstrukturen recht gut verdeutlichen kann. Kurz gefaßt, meint „Doppelbindung“ – in dem für uns interessanten Zuschnitt – eine pragmatische Paradoxie, d.h. eine Handlungsaufforderung, die befolgt werden muß, aber nicht befolgt werden darf, um befolgt zu werden. Ein einfaches Beispiel hierfür ist die Aufforderung „Sei spontan!“ – eine paradoxe Instruktion, denn nur durch ihre Mißachtung läßt sie sich befolgen. Ein anderes Beispiel entspricht der Erfahrung so mancher Eltern: Gerade dadurch, daß man alles versucht, Kinder an die Familie zu binden, wird man sie aus dem Haus treiben.

Was hat dies nun mit der Situation der Sportwissenschaft zu tun? Ich möchte dies anhand einiger Beispiele illustrieren.

Immer wieder werden der Sportwissenschaft umfangreiche Defizitlisten mit der Aufforderung vorgehalten, zu allen möglichen Themen und Fragestellungen substantielle Forschungsergebnisse beizubringen. Würde sie dies aber ernsthaft versuchen, dann wird sie überhaupt keine Frage mehr vernünftig beantworten können.

Ein solches Dilemma besteht nicht nur für die *Extensität*, sondern ebenfalls für die *Intensität der Forschung*. Intensive Forschung bedeutet langfristige Forschung. Wenn man nun seine, insbesondere leistungssportorientierten Forschungsvorhaben entsprechend langfristig konzipiert, wird genau deshalb ihre Realisierung fraglich: Aufgrund der zeitlich und umfänglich eng begrenzten Förderzusagen kann man offenbar nur dann langfristig forschen, wenn man keine langfristigen Forschungsprojekte verfolgt.

Die intensive und langfristige Auseinandersetzung mit einem bestimmten Forschungsproblem bedeutet weiterhin, daß man hierfür auch den wissenschaftlichen Nachwuchs qualifiziert und ihn frühzeitig einbindet. Tut man aber dies, dann sollte man sich auf zwei Erfahrungen einrichten: (1) Die hierfür *auch* genutzte Drittmittelförderung wird als „Alimentation für Doktoranden“ diffamiert, wie es anläßlich einer Feierstunde des Bundesinstituts von politischer Seite zum Ausdruck gebracht wurde. (2) Ziemlich genau zu dem Zeitpunkt, zu dem ein/e Mitarbeiter/in sich in eine anspruchsvolle Thematik theoretisch und methodisch eingearbeitet hat, wird man auf ihn oder sie aufgrund der Befristung von Angestelltenverträgen verzichten müssen.

Ein besonders gravierendes Dilemma ergibt sich dann, wenn man die an die Sportwissenschaft gerade wieder in jüngster Zeit herangetragene Forderung der *Praxisrelevanz* wirklich ernst nimmt. Wissenschaftlich fundierte Praxis bedeutet, daß das wissenschaftliche Fundament selbst nicht nur solide ist, sondern möglichst auch neue Konstruktionen erlaubt. Dies aber ist nur durch buchstäblich grundlegende Forschung zu erreichen. Um im Bild zu bleiben, man kann zwar Hütten, aber nicht Hochhäuser ohne profunde Statikkenntnisse bauen.

Solche grundlegenden Kenntnisse können, gerade in der Sportwissenschaft, nicht einfach vorausgesetzt, sondern sie müssen als „Basiserkenntnisse“ (HEINEMANN 1987, 63) erarbeitet werden. Daß Grundlagenforschung und nicht zuletzt auch eingehende theoretische Arbeit hoch praxisrelevant werden können, hat z.B. die theoretische Physik nachdrücklich belegt (vgl. hierzu auch MITTELSTRAß 1993).

Das Kernproblem liegt gegenwärtig somit nicht darin, daß die Sportwissenschaft die Praxis zu sehr vernachlässigt hätte, sondern – wie HEINEMANN (1987, 63) es formulierte – „sich zu schnell

auf den 'Weg in die Praxis' gemacht" hat. In diesem Sinne wird man sich auf der Praxisseite – zu eigenem Nutzen – von der Vorstellung einer „Cash & Carry“-Forschung – Geld rein, Medaille raus – ebenso trennen müssen wie von der Hoffnung, daß nur durch die direkte und ausschließliche Einbindung der Forschung in die Praxis auch die Praxisrelevanz der Forschungsergebnisse gewährleistet werden könnte.

Ein sehr diffiziles Problem betrifft schließlich die *Forschungsplanung*. Es kann sicherlich nicht alles gleichzeitig und gleichintensiv beforscht werden; beschränkte Ressourcen müssen optimal genutzt werden (vgl. HEINEMANN 1987, 54). Prioritätensetzungen sowie die Konzentration und Koordination der Forschungsaktivitäten sind fraglos notwendig.

Widersinnig wird es jedoch dann, wenn Forschungsplanung als Erkenntnisplanung mißverstanden wird. Erkenntnisse lassen sich nicht systematisch produzieren, sondern nur systematisch suchen, und dafür gibt es keinen eindeutigen und risikolosen Weg, keinen Algorithmus. Die Wissenschaftsgeschichte ist, wie es MITTELSTRAß (1993, 26) ausgedrückt hat, eine Geschichte der „Zufallsentdeckungen“, und dies gilt nicht nur für die Entdeckung Amerikas oder die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Je mehr man die Entdeckungsspielräume eingrenzt, desto trivialer werden die „Entdeckungen“. Es würde sich lohnen, daraufhin auch Forschungsanträge zu prüfen und eventuell auch neu zu gewichten.

Aufschlußreich ist es nicht nur, sich die Doppelbindungsstruktur so mancher, an die Sportwissenschaft adressierter Handlungsaufforderungen, sondern auch die typischen Reaktionen auf Doppelbindungssituationen zu vergegenwärtigen. Vier Reaktionstendenzen, die sich auch in der Sportwissenschaft wiederfinden, lassen sich unterscheiden: (1) der (dann mit negativen Konsequenzen bedrohte) Versuch, in andere Handlungsfelder „auszubrechen“; (2) der Versuch, die Absurdität der Doppelbindung durch Rückbezug auf einen – bisher verborgen gebliebenen – „höheren Sinn“ aufzulösen; (3) die Beschränkung darauf, formal das Geforderte zu tun, ohne über dessen inhaltliche Widersinnigkeit weiter nachzudenken; (4) die vollständige Einstellung jeglicher Bemühung, der Handlungsaufforderung nachzukommen.

Szenario 4: „Der Stoff, aus dem die Träume sind“ – Konkrete Utopien

Bekanntlich sind Utopien gedankliche Entwürfe unter Vernachlässigung ihrer Realitätsbezüge. In diesem Sinne sind meine abschließenden Bemerkungen zu verstehen.

(1) Sicherlich kann die Praxis nicht warten, bis die Wissenschaft zu Ende geforscht hat; dies hat die Praxis zu verantworten. Die Wissenschaft aber steht in Verantwortung für die Solidität ihrer Erkenntnisse, gerade dann, wenn es, wie in der Sportwissenschaft, um Menschen geht. Wenn wir vermeiden wollen, daß sich auch in Zukunft das Schicksal der meisten empirischen Befunde wiederholt, nämlich nichts anderes als Eintagsfliegen in der Wissenschaftswelt zu sein, dann müssen wir zuallererst und sehr gründlich theoretisch arbeiten, und zwar im Gesamtbereich der psychischen und sozialen Grundlagen, Vollzugsformen und Wirkungen sportbezogenen Handelns bis hin zu der, von GEBAUER (1993, 41) zu Recht eingeforderten „Theorie der Sportpraxis“. Gerade in dieser Hinsicht würde ich mir etwas nun vollständig Realitätsfremdes wünschen, nämlich daß wir etwas weniger publizieren und etwas mehr diskutieren.

(2) Es ist mittlerweile beinahe schon peinlich, weil bisher ohne nennenswerte Wirkung, eine interdisziplinäre (Um-)Orientierung der sportwissenschaftlichen Forschung zu fordern. Ich will es dennoch erneut tun, und zwar mit besonderem Hinblick auf dringend benötigte integrative Konzepte der Diagnostik, des Trainings und der Beratung im Sport sowie der Prävention, Therapie und Rehabilitation durch Sport. Man sollte sich allerdings dessen bewußt bleiben, daß funktionierende Interdisziplinarität nicht nur hohe Sachkompetenz der Beteiligten, sondern auch gänzlich neue Institutionalisierungsformen voraussetzt.

(3) Eine vernünftige Koordination und Konzentration der sportwissenschaftlichen Forschung wie auch der sportwissenschaftlichen Forschungsförderung für den Gesamtbereich des Sports sind unverzichtbar. Der Traum davon wird jedoch sehr schnell zum Alptraum, wenn dies durch technokratische, dirigistische Planungskonzepte und wissenschaftsfremde Vorgaben zu realisieren versucht wird (vgl. hierzu auch TOFFLER 1971). Was uns fehlt, sind nicht Instruktionen, sondern Visionen. Vielleicht könnte hier die Einrichtung eines „Wissenschaftsrates für Sportforschung“ nicht nur korrigierend, sondern vor allem langfristig konstruktiv wirken. In jedem Fall aber – unterstellend, man ist nicht bloß an der Kontrolle der Forschung, sondern primär an ihren Erträgen interessiert –, erscheint die Entwicklung von Partizipationsmodellen der Forschungsplanung als gemeinsame Anstrengung aller Betroffenen dringend geboten.

(4) DIGEL (1993, 296) hat einmal kritisch angemerkt, daß „das Prinzip der Freiheit von Lehre und Forschung nicht überall zu jener Effizienz sportwissenschaftlichen Arbeitens führt, die man sich wünschen möchte“. Diese Aussage ist zum einen trivial, weil Freiheit von vornherein jede

Erfolgsgarantie ausschließt. Zum anderen ist sie aber höchst bedenklich, wenn damit unterstellt wird, daß diese Freiheit in angemessenem Maße schon besteht, und vor allem die Notwendigkeit zu ihrer Einschränkung abgeleitet wird. Die scheinbare Belieblichkeit der behandelten sportwissenschaftlichen Forschungsfragen ist wohl eher als Letztversuch zu deuten, unter sehr restriktiven Bedingungen überhaupt etwas halbwegs Vernünftiges zu tun. Daß dies nicht nur eine höchst subjektive Sichtweise ist, unterstreicht die Anfang 1996 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft vorgelegte Denkschrift mit dem unmißverständlichen Titel „Forschungsfreiheit – Ein Plädoyer für bessere Rahmenbedingungen der Forschung in Deutschland“ (vgl. hierzu auch Wolfrum 1996).

(5) Die Misere der Forschung ist immer auch Ausdruck der Misere der Forschenden. Dies gilt insbesondere für die Situation des sportwissenschaftlichen Nachwuchses. Ich möchte hier drei, bisher weniger beachtete Gesichtspunkte hervorheben: (a) Das bisherige sportwissenschaftliche Studium qualifiziert nicht für sportwissenschaftliche Forschung. (b) Der wissenschaftliche Nachwuchs verbringt seine produktivste Zeit mit der individuellen Qualifikation. (c) Potentielle Nachwuchswissenschaftler/innen werden schon von der Schule an als Einzelkämpfer sozialisiert und an eine strenge Fächerteilung adaptiert – wie könnte dann später interdisziplinäre Zusammenarbeit funktionieren?

(6) Wissenschaft ist nicht primär eine Frage der Methoden, sondern der Mentalität. In diesem Sinne wünsche ich mir gerade auch in der Sportwissenschaft mehr Forscher/innen, die nicht nur Kompetenz, sondern auch Mut und Leidenschaft besitzen: den Mut, sich wissenschaftlichen Dogmen und wissenschaftsfremdem Anpassungsdruck gleichermaßen zu widersetzen; den Mut, die Schutzräume der disziplinspezifischen Wohnstuben zu verlassen, und die Leidenschaft, mit der Forschung und nicht bloß Forschungskarrieren betrieben werden müssen.

(7) Für das Selbstverständnis der Sportwissenschaft und das Wissenschaftsverständnis der Sportpraxis würde ich mir schließlich das erhoffen, was der Mathematiker, Physiker und Astronom Carl Friedrich Gauß einmal so ausgedrückt hat: „Die Wissenschaft ist ein Freund der Praxis, aber nicht ihr Sklave.“

Literatur

- ALFERMANN, D.: Sportpsychologische Forschung: Schwerpunkte, weiße Flecken und Trends. In: Ze-phir (Informationen für den sportwissenschaftlichen Nachwuchs) SS 1996, 14-18
- BATESON, G./JACKSON, D.D./HALEY, J./WEAKLAND, J.: Toward a theory of schizophrenia. In: Behavioral Science 1 (1956), 251-264

- BUNDESINSTITUT FÜR SPORTWISSENSCHAFT: Drittes Schwerpunktprogramm der sportwissenschaftlichen Forschung. Köln 1986
- BUNGARD, W.: Organisationspsychologie im Spannungsfeld zwischen grundlagenwissenschaftlicher Orientierung und Anwendungsproblematik. In: NITSCH, J.R. (Hrsg.): Anwendungsfelder der Sportpsychologie. Köln 1986, 15-35
- DEUTSCHE FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT.: Forschungsfreiheit – Ein Plädoyer für bessere Rahmenbedingungen der Forschung in Deutschland. Weinheim 1996
- DEUTSCHER SPORTBUND (Hrsg.): Die Zukunft des Sports. Materialien zum Kongreß „Menschen im Sport 2000“. Schorndorf 1986
- DEUTSCHER SPORTBUND (Hrsg.): Menschen im Sport 2000. Statements zum Kongreß „Menschen im Sport 2000“ vom 5.-7. November 1987 in Berlin. Schorndorf 1988
- DIGEL, H.: Forschungsförderung Sportwissenschaft aus der Sicht des Deutschen Sportbundes. In: DIECKERT, J. u.a. (Hrsg.): Sportwissenschaft im Dialog. Bewegung – Freizeit – Gesundheit. Aachen 1993, 295-299
- ECKEL, K.: Zur Stagnation der Sozialwissenschaften im allgemeinen und der Pädagogik im besonderen. Dokumentation – Ursachen – Überwindung. Frankfurt/Main 1994
- GABLER, H./JANSSEN, J.-P./NITSCH, J.R. (unter Mitarbeit von W. WILDE-GRÖBER und S. WILL): Gutachten „Psychologisches Training“ in der Praxis des Leistungssports – Probleme und Perspektiven. Köln 1990
- GEBAUER, G.: Welche Wissenschaft für den Sport? In: DIECKERT, J. u.a. (Hrsg.): Sportwissenschaft im Dialog. Bewegung – Freizeit – Gesundheit. Aachen 1993, 39-47
- GIESELER, K./GRUPE, O./HEINEMANN, K. (Hrsg.): Menschen im Sport 2000. Dokumentation des Kongresses „Menschen im Sport 2000“ vom 5.-7. November 1987 in Berlin. Schorndorf 1988
- GRUPE, O.: Sportwissenschaft – in der Pubertät oder schon in den Jahren? Anmerkungen zur Entwicklung und zu Entwicklungsdefiziten einer (noch) jungen Disziplin. In: KUHLMANN, D./KURZ, D. (Red.): 1976-1986: Zehn Jahre dvs. Perspektiven der Sportwissenschaft (dvs-Protokolle, 26). Clausthal-Zellerfeld 1987, 27-51
- HERZOG, M.: Die heuristische Unfruchtbarkeit der Subjekt-Objekt-Spaltung in der Psychologie der Gegenwart. In: Psychologische Rundschau 40 (1989), 155-161.
- HOLZKAMP, K.: Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Frankfurt/Main 1972
- HEINEMANN, K.: Die Zukunft des Sports – Herausforderung für die Sportwissenschaft. Zur Konzeption einer offenen, innovativen Sportwissenschaft. In: KUHLMANN, D./KURZ, D. (Red.): 1976-1986: Zehn Jahre dvs. Perspektiven der Sportwissenschaft (dvs-Protokolle, 26). Clausthal-Zellerfeld 1987, 52-73
- HUMMEL, A.: Forschungstrends in der Sportwissenschaft: Sportpädagogik. In: Ze-phir (Informationen für den sportwissenschaftlichen Nachwuchs) SS 1996, 13-14
- MITTELSTRAß, J.: Das Dialogische in der Wissenschaft. In: DIECKERT, J. u.a. (Hrsg.): Sportwissenschaft im Dialog. Bewegung – Freizeit – Gesundheit. Aachen 1993, 24-38
- NITSCH, J.R.: Future trends in sport psychology and sport sciences. In: GIAM, C.K./CHOOK, K.K./TEH, K.C. (Eds.): Proceedings of the 7th World Congress in Sport Psychology 7 to 12 August 1989 in Singapore. Singapore 1989, 200-204
- SCHULZE, G.: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt/Main 41993
- TOFFLER, A.: Der Zukunftsschock. Bern 31971
- WOLFRUM, R.: Das Grundverständnis muß sich wandeln. Zur Situation der Forschung in Deutschland. In: Forschung & Lehre (Mitteilungen des Hochschulverbandes) 8 (1996), 410-413

Prof. Dr. Jürgen R. NITSCH
Deutsche Sporthochschule Köln
Psychologisches Institut Carl-Diem-Weg 6
50933 Köln